

DIETMAR PIEPER /
JOHANNES SALTZWEDEL (HG.)

DER
DREISSIGJÄHRIGE
KRIEG

EUROPA IM KAMPF
UM GLAUBE UND MACHT
1618 – 1648

DVA
E-BOOKS

Dietmar Pieper und Johannes Saltzwedel (Hg.)

DER DREISSIGJÄHRIGE **KRIEG**

Europa im Kampf
um Glaube und Macht
1618–1648

Wolfgang Behringer, Georg Bönisch,
Sebastian Borger, Philipp Duckensell,
Angelika Franz, Jan Friedmann, Markus Grill,
Annette Großbongardt, Petra Kleinau,
Uwe Klußmann, Thorsten Oltmer,
Norbert F. Pötzl, Jan Puhl, Bernd Roeck,
Eva-Maria Schnurr, Mathias Schreiber,
Christoph Seidler, Michael Sontheimer,
Katharina Stegelmann,
Frank Thadeusz, Thilo Thielke

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Texte dieses Buches sind erstmals im gleichnamigen Heft aus der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE (Heft 4/2011) erschienen.

1. Auflage

Copyright © 2012 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

und SPIEGEL-Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Dante

ISBN 978-3-641-07931-4

V002

www.dva.de

VORWORT

Die einschlägigen Bilder sind aus vielen Schulbüchern bekannt: Dreißigjähriger Krieg, das bedeutet marodierende Söldner, gepeinigte Bauern, Hunger und Seuchen – ein Arsenal des Schreckens, wie es sonst nur die beiden Weltkriege im Gedächtnis der Deutschen wachrufen. Aber war der Konflikt tatsächlich so verheerend? Was löste ihn aus, was hielt ihn so fürchterlich lange in Gang? War es ein verschleppter Dauerzwist der Konfessionen, der im Chaos verblendeter Machtpolitik sein Ende nicht finden wollte, oder gar ein reinigendes Gewitter zugunsten jener Moderne, wie sie sich danach in Barock und Aufklärung zu etablieren vermochte?

Je näher man die verwirrenden Ereignisse betrachtet, desto komplizierter wird das Bild. Was zunächst vorwiegend innerhalb der Reichsgrenzen begann, weitete sich später auf halb Europa aus. Fürsten und Institutionen, Allianzen und einzelne Glücksritter, aber auch oft genug der nackte Zufall lenkten für jeweils einen Moment das Geschick halb Europas; selten war das den Akteuren bewusst. In immer neuen Konstellationen gerät die zuvor scheinbar verlässlich geordnete Welt so gründlich aus den Fugen, wie es 1618 wohl kaum ein Zeitgenosse in finstersten Prognosen hätte vorausahnen können.

Dieser Band ist ein Versuch, etwas mehr Klarheit in das düstere Dickicht namens »Dreißigjähriger Krieg« zu bringen. Mit Absicht bietet er keine große Erzählung, sondern ein Kaleidoskop von Betrachtungen: aus Sicht der Fürsten wie der kleinen Leute, aus ländlichem wie städtischem Blickwinkel, in der Überschau und am sprechenden Detail. Vom beinharten Katholizismus Kaiser Ferdinands II. bis zu den noch heute beklemmenden

Tagebucheintragungen gewöhnlicher Kriegsoffer, von archäologischen Aufschlüssen im Massengrab bis zur Vorbildrolle des Westfälischen Friedens für die heutige Weltpolitik – gerade die Vielfalt an Facetten, so meinen wir, erklärt mehr als jede ausgeklügelte Theorie.

Neben etlichen erfahrenen SPIEGEL-Autoren sind namhafte Experten an der Spurensuche beteiligt: Georg Schmidt, Frühneuzeitler in Jena und einer der besten Kenner dieser kaum überschaubaren Materie, zeichnet im Gespräch einige Grundlinien vor. Sein Kollege Wolfgang Behringer aus Saarbrücken betrachtet speziell die wohl verwirrendste Phase jener Zeit, die Jahre seit 1635. Und Bernd Roeck, Historiker in Zürich, schildert am Beispiel seiner Vaterstadt Augsburg, wie das unaufhörlich wechselnde Glück in Kampf und Paktiererei die Gemüter der Bürgersleute in Bann hielt.

Natürlich dürfen auch Seitenblicke nicht fehlen: Hexenwahn, der ganze Landstriche in seelischen Ausnahmezustand versetzte, oder die gewagten Finanzierungstricks des legendären Wallenstein, aber auch der verblüffende Aufschwung von Post und Presse – das sind nur einige solcher Begleiterscheinungen, ohne die das Hauptgeschehen schwer durchschaubar bliebe. Dass daneben biographische Essays nicht fehlen dürfen, etwa über Wallenstein, Tilly oder den zielstrebigen Kardinal Richelieu, versteht sich von selbst.

Aufs Ganze gesehen wird so das Bild vom gepeinigten Kontinent in vielem korrigiert und ergänzt. Natürlich ist an den Verwüstungen wenig zu deuteln, vor allem im Streifen vom Oberrhein bis zur Ostseeküste, der durch Heereszüge und Schlachten am schrecklichsten heimgesucht wurde. Aber es gab eben auch ganze Regionen, die verschont blieben, ja profitierten. So stieg etwa Hamburg dank Kaufmannsgeist und geschickter Diplomatie zum wichtigen

Umschlagplatz auf. Die jahrelangen Unterhandlungen in Münster und Osnabrück, die endlich doch zum Frieden führten, gelten heute unter Historikern gar als Musterstück geduldiger Diplomatie: Das durch sie begründete Reich sollte gerade wegen seiner erstaunlichen Komplexität längeren Bestand haben als etliche Vorgänger und Nachfolger.

Aus Geschichte lernen zu wollen, diese alte Hoffnung ist spätestens seit den bedeutenden Studien von Reinhart Koselleck und Hayden White (»Auch Klio dichtet«) als rührend-dubiose Rhetorik entlarvt. Angesichts eines Konfliktes, dessen Anfang und Ende nur mit Mühe zu fassen sind, ja um dessen Gegenstand selbst die Fachleute weiterhin heftig diskutieren, wäre es vermessen, irgendein Fazit zu wagen. Immerhin aber dürfte der Blick zurück auf die rauen Zustände vor fast vierhundert Jahren unerschwerlich auch zur gründlicheren Reflexion über die Gegenwart beitragen, und sei es nur durch einen geschärften Sinn für die hohe Verantwortung heutiger Entscheidungsträger. Charakterschwächen und Vorurteile einzelner Menschen sollten im globalen Maßstab möglichst wenig unkontrollierte Wirkung entfalten dürfen – und im Gegenzug Toleranz und demokratische Geduld miteinander wachsen. Es wäre schön, wenn dieses Porträt einer Umbruchszeit neben aller Information auch zu solchen und ähnlichen Erwägungen anregen könnte.

Hamburg, im Frühjahr 2012

Dietmar Pieper

Johannes Saltzwedel

EINLEITUNG

LEHREN DES ENTSETZENS

*Bis heute wirkt die Schockwelle nach – was aber war
der Dreißigjährige Krieg überhaupt? Historiker entwirren Mythos
und Realität einer Zeit, die Europa brutal verändert hat.*

Von
Johannes Saltzwedel

Zwei Jahre ist der Page schon im Dienst, als 1618 der Protest von Böhmens Ständen in Krieg umschlägt. Doch von solchen Malaisen merkt Hans Christopher von Königsmarck im beschaulichen Wolfenbüttel nicht sehr viel. Gerade 13 Jahre ist er alt; die keineswegs reichen Eltern hatten Glück, dass ihr Söhnchen am Hof des schwelgerischen, politisch ahnungslosen Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig und Lüneburg unterkam. Gewiss, auch in der Sphäre eines Duodezherrschers kann man Hofregeln begreifen und die Standesgesellschaft durchschauen lernen. Aber ein Mitläufer möchte der kleine Königsmarck offenbar nicht bleiben. Schon mit 15 Jahren nimmt er die Gelegenheit zum Aufstieg wahr: Er wird Kavallerist in der Kaiserlichen Armee, wo er es unter Wallenstein bis zum Fähnrich bringt.

Fortan heben die blutigen Zeitläufte ihn empor: 1632, nun im Dienst des Schwedenkönigs Gustav Adolf, ist der 27-Jährige mit einer selbstgeworbenen Kompanie Dragoner unter den Besatzern des Erzstifts Bremen. 1634 wird er Oberstleutnant, 1636 Oberst, 1640 Generalmajor. 1645 erobert er wiederum Bremen und Verden und hat als Generalleutnant beste Chancen, Schwedens militärischer Oberbefehlshaber für ganz Norddeutschland zu werden.

Als ein Jüngerer den Posten erhält, gibt sich Königsmarck verstimmt. Die Ernennung zum Feldmarschallleutnant befriedigt dann aber wieder seinen Ehrgeiz, und so gelingt ihm schließlich noch einer der allerletzten Militärcoups in diesem verheerenden Krieg: Im Juli 1648 nimmt er im Handstreich die Prager Kleinseite, Prags wichtigsten Stadtteil, macht dabei reiche Beute und verschafft den Schweden einen finalen Trumpf bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück.

Lange schon hat der Haudegen mit Weitblick mehr als gut am Krieg verdient; hinterher zahlt sich sein Dienst erst recht aus. Er bleibt Gouverneur von Bremen und Verden, bekommt obendrein auf schwedischem Grund eine Grafschaft verliehen und wird sogar ausnahmsweise in den Stockholmer Reichsrat aufgenommen. Bald ist er so wohlhabend, dass er seinem fortwährend klammen Arbeitgeber große Summen vorstrecken kann. Bei seinem Tod 1663 hinterlässt Königsmarck Grundbesitz und Vermögen im Wert von fast zwei Millionen Reichstalern.

Natürlich ist dieser Lebenslauf nicht repräsentativ, ganz im Gegenteil. Aber er belegt, dass jene Epoche, der unauslöschlich das Siegel des Grauens anhaftet, wohl kaum so leicht zu durchschauen sein kann, wie landläufige Vorstellungen es suggerieren.

Dreißigjähriger Krieg: Damit verbinden sich im Schulbuchwissen Konfessionshader und plündernde Landsknechte, Massenschlachten, Verwüstungen, Hungersnot und politisches Chaos. Teuerung, Seuchen und Schübe von Hexenwahn vervollständigen das Horrordrama zum Urbild im kollektiven Unbewussten vor allem der Deutschen: Diese Ballung des Schreckens war ein grauenhaftes Naturereignis, ein »Strafgericht Gottes«, Vorschein der Hölle auf Erden.

Sogleich treten vor das geistige Auge Szenen aus Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens bedrückend anschaulicher Geschichte vom »Abenteuerlichen Simplicissimus« (1668), in der ein entwurzelter Bauernsohn durch das Miterleben von Folter, Verheerung, Drangsal und Leid denkbar hart im bösen Irrgarten der Welt umhergeschleudert wird. Oder die dumpfen Worte der Titelheldin aus Bertolt Brechts Schauspiel »Mutter Courage und ihre Kinder« (1941) klingen nach: »Ich muss wieder in den Handel kommen«, das ist alles, was dieser vom Elend gezeichneten Marketenderin, die ihre drei Kinder im Krieg verloren hat, noch zu denken übrig bleibt.

Spezialisten arbeiten seit langem daran, das Szenario vom katastrophalen »Tiefpunkt« menschlicher Existenz – wie es der Historiker Anton Schindling ausdrückt – durch einen nüchternen, analytischen Blick erklärlicher zu machen. Leicht ist das nicht, denn kaum eine Epoche bleibt auch bei näherer Betrachtung so verwickelt wie diese. Experten gliedern die einschüchternd komplexe Ereignisvielfalt darum heute je nach Ansatz

- regional: Gegen den spätestens seit 1635 erkennbaren Korridor erheblicher Verwüstungen, der sich von Südwestdeutschland bis an die mecklenburg-pommersche Ostseeküste erstreckte, hoben sich viele weithin unbehelligte, ja florierende Landstriche zwischen Nordwestdeutschland und Kärnten ab, und außerdem gab es heikle Gemengelagen wie in Oberitalien oder Polen;
- nach Ursachen und Interessen: Von der Zuspitzung konfessioneller Gegensätze bis zum knallharten Profitdenken cleverer Söldnerführer, von schlechten Ernten bis zur globalen Großmachtpolitik etwa des Hauses Habsburg kann man für jede Partei und jeden Akteur des Dramas, ja sogar für seine Opfer ein individuelles Geflecht der Motive und Ziele aufschlüsseln;

- zeitlich: Die Rekonstruktion des Wegs von der Frühphase über die Ausweitung zur europäischen Dauerkrise mit Beteiligung Schwedens, Frankreichs, Spaniens und weiterer Mächte bis zu den späten Jahren bleibt die klassische Methode, der chaotisch anmutenden Fülle Herr zu werden.

In einem Punkt sind alle Forscher einig: Den Krieg als böse Macht darzustellen, die »aus den tiefsten Untergründen der Zeitseele hervorbrechend« schließlich »wahllos überallhin züngelt«, wie einst der große Essayist Egon Friedell schrieb, hat mit wissenschaftlicher Erkenntnis nichts zu tun. Mag auch auf den ersten Blick seine Beobachtung einleuchtend erscheinen, dass sich im Verlauf der Krise etwas »Amorphes, Asyndetisches, Anekdotisches« zeige, ein Wust von Einzelgeschichten ohne höhere Logik; mag es tatsächlich viele zweitrangige »Genrefiguren und Chargenspieler« gegeben haben, ja oft der pure Zufall am Werk gewesen sein: Friedells Beschränkung auf wolkige Stimmungsbilder und nur zwei dubiose »Helden«, Wallenstein und Gustav Adolf, erweist sich selbst bei größtem Wohlwollen als irreführend.

Gegen solch eingängige, schwer ausrottbare Mythen setzen heutige Historiker den nüchternen Blick auf Strukturen, zum Beispiel das verschachtelte Gebilde des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation: Kurfürsten, Fürsten und die Reichsstände (Adel, Geistlichkeit und freie Reichsstädte) berieten und verabschiedeten im Reichstag die Gesetzesinitiativen der vom Kaiser ernannten Regierung, zehn Reichskreise unter gewöhnlich zwei Landesherren sorgten regional für Ordnung; Streitfälle entschied das Reichskammergericht. Auch ein Reichsheer gab es schon seit dem 15. Jahrhundert – allerdings nahezu ausschließlich für den Verteidigungsfall.

Zum Glück war dieses kaum allzu flinke, dafür flexible Netz von Institutionen seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 in einer Periode relativer Ruhe mit stetigem wirtschaftlichem Aufstieg nicht überdehnt worden. Ringsum hatte es desto mehr blutige Auseinandersetzungen gegeben: Im Ostseeraum rangen die Königreiche Polen, Dänemark, Schweden und Russland trotz der Verwandtschaft etlicher Herrscher seit Jahrzehnten militärisch um die Macht, speziell um Livland. In den Niederlanden schwelte oder tobte seit 1564 der Widerstand gegen das spanische Regiment. Und Frankreich war von 1562 an immer wieder durch Hugenottenkriege erschüttert worden. Nachdem das Konzil von Trient (1545 bis 1563) die katholische Kirche gegenreformatorisch auf Kurs gebracht hatte, waren in Europa immer deutlicher zwei große konfessionelle Lager erkennbar geworden: Habsburg, dessen beide Zweige Österreich und Spanien auch Italien weitgehend kontrollierten, bildete in Dauer-Rivalität mit Frankreich die katholische Bastion. Gegen den römischen Primat standen eine große Zahl deutscher Souveräne, die skandinavischen Länder, das anglikanisch gewordene England sowie die Reformierten in den Niederlanden und anderswo.

Übersichtlich war die Lage damit freilich keineswegs; jede Macht und Gruppierung suchte hektisch ihren Vorteil. Im Reich, wo religiöse Zersplitterung und politische Kleinteiligkeit besonders eng zusammenhingen, blockierte der Bekenntnisgegensatz Ende des 16. Jahrhunderts schon große Teile der politischen Arbeit; spätestens als 1608 die calvinistische Kurpfalz mit anderen Abordnungen im Protest den Reichstag verließ, wuchs sich die Stagnation zur Krise aus. So formierte sich nun eine protestantische »Union« – pikanterweise mit Rückendeckung des pragmatisch romtreuen Heinrichs IV. von Frankreich –

gegen die Interessen insbesondere der kaiserlich-katholischen Partei. Diese brachte daraufhin im folgenden Jahr unter Federführung Maximilians von Bayern prompt auch eine »Liga« ihrer Anhänger zusammen. Dennoch verstrich fast ein weiteres Jahrzehnt, bis der Prager Fenstersturz das Signal zum böhmischen Stände-Aufstand und damit zur militärischen Konfrontation gab.

»Verschiedene Konfliktreihen verbanden sich zu einem auch zeitgenössisch so wahrgenommenen Kontinuum« – so blass und zaghaft umschreibt die Frankfurter Historikerin Luise Schorn-Schütte in einem kürzlich erschienenen Band zur Geschichte der frühen Neuzeit, wie Mitteleuropa den lange gewährten Frieden nun Zug um Zug vertat. Weder Schuldige noch Helden mag sie namhaft machen, allenfalls Phasen der Auseinandersetzung; immerhin nennt sie das Geschehen, so sehr es auch um Verfassungsideen und Machtbalancen ging, in der Summe einen »Konfessionskrieg«. Aber nicht einmal dieses schon von Friedrich Schiller erörterte Gesamturteil würden die Kollegen im In- und Ausland vorbehaltlos unterschreiben. Spätestens seit der Brite Geoffrey Parker in den siebziger Jahren den Kampf um die »Spanische Straße«, den bislang wenig beachteten Nachschubweg von Genua über die Alpen bis in die Niederlande, als wichtige Streitsache im Positionskampf der Mächte herausgestellt hat, ist unter den Fachleuten die alte Debatte, worum es in diesem Krieg eigentlich ging, wieder voll entbrannt. Und selbst nach weit über 30 Jahren wissenschaftlicher Feldzüge scheint kein Vernunftfrieden in Sicht.

Vom vorwiegend deutschen Kampf um die bedrohte Freiheit der Reichsstände bis zur bloßen Episode in der epochalen Kontroverse Habsburgs und Frankreichs um die Vormacht auf dem Kontinent; vom gnadenlos durchgeführten Wettstreit darum, ob Religion oder

Politik das letzte Wort haben dürfe, bis zum bloßen Schein eines Gesamtvorgangs, wo in Wahrheit Regional-Scharmützel ohne wirkliche Beziehung zueinander ablaufen: Kaum eine Erklärung haben die Experten unerprobt gelassen. Vor drei Jahren wandte sich Peter H. Wilson, Geschichtsprofessor im ostenglischen Hull, auf gut tausend fesselnd geschriebenen Seiten gegen das geläufige Bild vom unausweichlichen, konfessionell bedingten Gewaltextzess. Er hielt dagegen: Erst von 1630 an eskalierte das Morden der Söldnerheere, erst das unglückliche Zusammentreffen apokalyptischer Prophetien, die Erscheinung dreier Kometen 1618/19 und das entsprechend nervöse Anheizen der Glaubenskonfrontation trieb nach seiner Ansicht die verunsicherten Mächte Mitteleuropas endgültig über die Schwelle des Krieges.

Nach manchen Theoriedebatten, die an dem gewaltigen Knäuel fürchterlicher Ereignisse letztlich nur das Unentwirrbar-Ungreifbare herauszustellen vermochten, wirkt Wilsons Detailpragmatismus befreiend: Anstatt nach alter deutscher Vorliebe den Weltgeist in flagranti überführen zu wollen, lernt der Leser Ziele und Sorgen von Menschen verstehen, die erleben mussten, wie ihr Kontinent, oft auch ihre Heimat und Existenz, ins Verderben schlidderte. Noch Jahrhunderte später, als man Heerführer wie Tilly, Wallenstein oder Gustav Adolf zu Helden stilisierte, geschah das meist unter dem Eindruck fataler Sinnlosigkeit des Kriegsgeschehens. Heute wiederum, in Zeiten politischer Korrektheit, hüten sich die meisten Historiker erst recht sorgfältig, dem millionenfachen Elend irgendeine achtbaren Folgen zuzuschreiben.

Dennoch: Versucht man einmal so, wie der große Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt sein Handwerk beschrieben hat, über »Jubel und Jammer« des

Tages hinauszublicken, dann fällt die Bilanz bei näherer Betrachtung keineswegs rein negativ aus. Das beginnt schon auf militärischem Gebiet: Anfangs hatten kleine Regionalverbände und privat finanzierte Söldnerheere das Bild geprägt; vor allem seit den späteren 1630er Jahren richteten diese Berufsgruppen aus Soldmangel, Verzweiflung oder perfider Taktik schwere Verwüstungen und Massaker an. Am Ende des Krieges galt das staatliche stehende Heer als beste Lösung. Schon die neue Waffen- und Schanztechnik verlangte größere, trainierte Aufgebote mit höherer Disziplin und Experten in der Führung.

Wirtschaftlich gesehen konnte sich das von etwa 21 auf 16 Millionen Einwohner zurückgeworfene Reich nur allmählich von den Verwerfungen erholen, erklärt der Freiburger Spezialist Ronald G. Asch. Das »demografische Desaster« habe mancherorts die Einwohnerzahlen halbiert; die deutlich gesunkene Nachfrage drückte vielerorts bedrohlich den Getreidepreis, und von raschem Aufschwung oder gar einem Nachkriegsboom, so belegen neuere Studien, kann keine Rede sein. Doch unbestellte Äcker fanden auch wieder neue Besitzer, und ein tüchtiger Tagelöhner oder entlassener Söldner konnte nun vielerorts schneller zu Grundbesitz und Ansehen kommen als zuvor. Auch in der Verwaltung, an Höfen und im technischen Gewerbe bot sich Gelegenheit zum Aufstieg. Nur im Nordosten setzte sich gegen das frühere freie Bauerntum die knechtende Gutswirtschaft durch.

Kulturell brachten die enormen Sachzwänge natürlich oft Stagnation mit sich, aber das handfeste Grauen forderte Denker, Dichter, Maler und Musiker auch heraus. Heinrich Schütz, Chef der Dresdner Hofkapelle, musste wie viele Kollegen ertragen, dass Militärausgaben den Komponier-Etat schmälerten; um so innigere Harmonien ließ er sich

für seine zahlreichen Klage-, Trost- und Andachtspsalmen einfallen.

Die 1617 in Weimar gegründete »Fruchtbringende Gesellschaft«, die neben anderen »alten deutschen Tugenden« vor allem das Sprachgefühl beleben wollte, förderte dank ihrer standesübergreifenden Ideale sogar das internationale Miteinander. Selbst der kaiserliche Feldherr Octavio Piccolomini, ein gebürtiger Florentiner, und Schwedens Kanzler Axel Oxenstierna wurden unter den Namen »Der Zwingende« und »Der Gewünschte« in den poetisch-gelehrten »Palmenorden« aufgenommen. Künstlerisch galt bußfertige Einkehr als Gebot der Stunde. Der schon vorher erfundene niederländisch-calvinistische Bildtyp des »Vanitas«-Stillebens, ein weltliches Andachtsgemälde, das mit Totenschädeln, einer niedergebrannten Kerze oder einem Stundenglas die Kürze und Flüchtigkeit des Lebens symbolisierte, war gefragt wie selten zuvor. Neben allen Jenseits-Sorgen ging es um sehr konkrete Ängste: Stand nicht das gute Auskommen der europäischen Mittelschicht insgesamt auf dem Spiel?

Schon viele Historiker haben herausgestellt, dass der Krieg tatsächlich schwere Rückschläge für die bürgerliche Zivilisation mit sich brachte, gerade auch auf geistigem Gebiet. »Die spontane, lebensvolle Kunst der städtischen Gemeinschaft machte der gezwungenen, verfeinerten Kultur der kleinen Fürstenhöfe Platz« – so hat die Britin Veronica Wedgwood den stilistischen Unterschied zwischen Vor- und Nachkriegszeit zu beschreiben versucht. Frankreich habe fortan das Muster nobler Gestaltung geliefert, von der Schloss- und Parkarchitektur über Druckkunst und Mobiliar bis zum Reifrock. Dem steht entgegen, dass Barockpoeten, meist aus dem Großbürgertum, gerade im Tumult des Krieges die sprachliche Kraft des Deutschen neu entdeckten. Selten

sind zum Beispiel so ergreifende Sonette gedichtet worden wie die »Tränen des Vaterlandes«, das der hochgebildete Jurist Andreas Gryphius 1636 »ganz, ja mehr denn ganz verheeret« sah.

Es war auch kaum ein bloßer Zufall, dass mitten in den bösen Jahren des Krieges Forscher wie Galileo Galilei die neuzeitliche Experimentalphysik durchzusetzen begannen und René Descartes eine rationalistische Teilung der Welt in Materie und Geist vorschlug. Gegen die eitle Hoffnung, auf dem Schlachtfeld Sieger zu bleiben, und die hetzerisch-wirren Töne von vielen Kanzeln setzten Europas Intellektuelle mehrheitlich auf nüchterne Rechts- und Denkregeln, in denen die Freiheit des Einzelnen gestärkt wurde. Am ehesten für krisenfest hielten die desillusionierten Theoretiker Prinzipien, die unmittelbar aus der Natur ableitbar erschienen. Desillusionierung, erlitten oder erstrebt, ist als Leitthema der Epoche an vielen Stellen herauszuhören. Wie Shakespeare oder sein großer spanischer Zeitgenosse Lope de Vega die Welt auf der Theaterbühne als tragikomisches Narrenhaus porträtiert hatten, so zeigten die niederländischen Maler Rubens und Rembrandt bei allem bestellten Pomp immer auch die Hinfälligkeit irdischer Güter. Gegen die umfassende Ernüchterung half höchstens galanter Zeitvertreib, zum Beispiel die von Italien aus verbreitete Schäfermode mit ihren Utopien natürlicher Gleichheit in idyllischer Parklandschaft.

Selbst auf diplomatischem Parkett brachte das jahrelange blutige Ringen ein bedeutsames Umdenken in Gang: Indem der Westfälische Frieden die Gleichrangigkeit souveräner Mächte herausstellte, habe er geradezu »stilbildend« gewirkt, erklärt der in Münster lehrende Historiker Johannes Arndt. Dieser Frieden einte das Reich nicht territorial, sondern steigerte noch die frühere

Kleinteiligkeit zu nun 1789 reichsunmittelbaren Gewalten, darunter 296 Souveränen. Weite Gebiete im Norden ließ er unter schwedische Hoheit und das Elsass an Frankreich fallen. National denkenden Historikern des 19. Jahrhunderts ist dieses Ergebnis als schauderhafter »Ruin« deutscher Einheitshoffnungen erschienen, wie ihr Epigone Egon Friedell es plakativ zusammenfasste. Doch tatsächlich war die ersehnte »pax optima rerum« keineswegs eine Schmach. Nicht nur hatte das Reich, wie der Jenaer Historiker Georg Schmidt formuliert, durch die Kriegswirren einen »Verdichtungsschub« hin zu höherer Identität erfahren, es ging daraus sogar stabiler und lebensfähiger hervor. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sollte sich die Reichsverfassung als »defensive Rechtsordnung« und »politische Heimat der Deutschen« (Johannes Arndt) mehr als leidlich behaupten; Opfer, Blut und Qualen waren für ihre Entstehung schließlich im Übermaß gebracht worden.

»Europa braucht einen dreißigjährigen Krieg, um einzusehen, was 1792 vernünftig gewesen wäre«, polterte denn auch noch der Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe, als er auf dem Schlachtfeld bei Verdun erfuhr, dass seine Kollegen in Weimar den preußisch-österreichischen Schlagabtausch mit Frankreich kurzerhand zum »Reichskrieg« erklärt hatten. Er erinnerte sich noch gut an die Kaiserkrönung, die er als Junge in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main miterlebt hatte. So hielt er jede fahrlässige Unterhöhlung dessen, was 1648 in Münster und Osnabrück nach langen Mühen besiegelt worden war, für einen Schritt in die politische Apokalypse. Mehr als zwei Jahrzehnte europäischer Krieg und napoleonische Wirren sollten seinem Argwohn dann bitter recht geben.

Natürlich wird niemand den diffusen, aufreibenden Hickhack um die Macht einfach als Lernprogramm und

Experiment epochalen Ausmaßes buchen mögen. Und dennoch: Vielleicht waren die Resultate nicht rein negativ. Vielleicht braucht die fatale Ereignisfolge, für die auch noch so langes Probieren kein griffigeres Etikett gefunden hat als »Dreißigjähriger Krieg«, in der historischen Bilanz nicht völlig auf der Verlustseite abgebucht zu werden. Als letzter kontinentaler Religionskrieg hat der Konflikt blutig bewiesen, wie wenig konfessionelle Lehrsätze als Leitbilder der Macht taugen – und damit unter enormen Opfern letztlich doch das Vertrauen in die säkulare Weltbetrachtung gestärkt. Im Ringen der Großmächte miteinander hat er alle Beteiligten davon überzeugt, dass niemand, nicht einmal der Kaiser, den alten Traum vom Universalreich verwirklichen könnte, also den Föederalgedanken und das diplomatische Miteinander plausibler gemacht. Und intellektuell führte das namenlose Elend sogar zu einer Grundsatz-Besinnung, in der heute die wichtigsten Vorboten der Aufklärung erkennbar sind.

Natürlich wäre es zynisch, wollte man Tod, Hunger und unermessliches Elend wegen solcher langfristigen, schwer belegbaren Konsequenzen zur nützlichen Episode auf dem Weg Europas in ein halbwegs geordnetes, von Vernunft und Toleranz geleitetes Miteinander erklären. Aber zumindest indirekt haben die drei Jahrzehnte auch positive Spuren hinterlassen. Deshalb lohnt es allemal, wie schon Zeitgenossen und Nachfahren es taten, über Ursachen, Wechselfälle und Lektionen dieser grausamen Konflikt-Epoche weiter nachzudenken.

»AUCH DIE TEUERSTE ARMEE MUSS NICHT IMMER GEWINNEN«

*Der Jenaer Historiker Georg Schmidt über Ursachen
und Verlauf des Krieges, Oldenburger Pferde und
die Überlebenskraft des Alten Reiches*

Das Gespräch führten

Norbert F. Pötzl und Johannes Saltzwedel

SPIEGEL: Herr Professor Schmidt, hat der Dreißigjährige Krieg eigentlich dreißig Jahre gedauert?

SCHMIDT: Das ist, glaube ich, an deutschen Universitäten wirklich schon als Prüfungsfrage gestellt worden. Clevere Kandidaten nannten dann eine niedrigere Zahl und gaben zu bedenken, dass ja bei Nacht wenig gekämpft wurde und selten am Sonntag. Aber im Ernst: Es waren Publizisten und Historiker, die die drei Jahrzehnte festgelegt oder rekonstruiert haben – schon im 17. Jahrhundert ist daraus eine Tradition geworden ...

SPIEGEL: ... die man also anzweifeln kann?

SCHMIDT: Durchaus. 1618 herrscht genau genommen in Deutschland gar kein Krieg, allenfalls gab es lokale Kämpfe um die Vorherrschaft im habsburgischen Machtbereich. Und 1648 hört der Krieg keineswegs auf: Bis zum Nürnberger Exekutionstag blieben viele Truppen stationiert, was dort praktisch den Kriegszustand verlängerte, so dass man in einigen Gegenden erst 1650 Frieden gefeiert hat. Aber der Name ist nun einmal griffig und hat sich etabliert; kein anderer Vorschlag konnte sich dagegen durchsetzen.

SPIEGEL: Der Prager Fenstersturz, der als Auslöser des Krieges gilt, wäre somit ein eher willkürlich gewähltes Datum?

SCHMIDT: Naja, schon die Zeitgenossen sahen darin ein Fanal. Aber was hat Prag mit dem Reich zu tun, wo dann später der Krieg stattfand? Der böhmische Konflikt, der zum Fenstersturz führte, wäre regional lösbar gewesen.

SPIEGEL: Wenn Sie schon den Ausbruch der Krise nicht genau auf 1618 datieren mögen: Wie braut sich die Sache denn zusammen, welche unheilvollen Faktoren sehen Sie am Werk?

SCHMIDT: Die These vom langen Anmarsch zum Krieg ist selbst schon klassisch. Ich bin da aber skeptisch. Seit 1555 gab es den Augsburger Religionsfrieden, der im komplex aufgebauten, nicht absolut beherrschten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sehr gut funktionierte: Jeder Reichsstand durfte seine Konfession frei wählen. Während in den Niederlanden der religiös grundierte Freiheitskampf gegen Spanien tobte, während Frankreich von Bürger- und Religionsaufruhr erschüttert wurde und auch anderswo Unruhen aufflackerten, herrschte im Reich, in der Mitte Europas, Frieden.

SPIEGEL: Warum blieb es nicht so?

SCHMIDT: Die Generation von 1555 trat ab; in der nächsten verhärteten sich die Fronten, und das Denken an den eigenen Vorteil gewann die Oberhand. Festzuhalten ist: Es gab viele Krisensymptome. Nach Krieg sah es trotzdem lange nicht aus – am ehesten hätte dieser 1610 ausbrechen können, als der französische König zum Einmarsch ins Reich bereitstand. Aber Heinrich IV. kam durch ein Attentat ums Leben, und so rettete man sich von einer Krise in die nächste, trotz blockierter Reichsinstitutionen und eines so parteiisch erscheinenden Kaisers, dass Protestanten ihn kaum als ihren Regenten anerkennen mochten.

SPIEGEL: Welche Rolle spielten Klima, Demografie, Wirtschaftsengpässe, Mentalitäten?

SCHMIDT: Der Klimaabschwung seit etwa 1560 ist nachweisbar: Niedrigere Temperaturen über Jahrzehnte führten zu schlechteren Ernten mit zu wenig Nahrungsüberschuss, und dies – Stichwort Demografie – bei steigenden Bevölkerungszahlen. Was dem Bauern durch den Zehnt und andere Abgaben fehlte, konnte der Zehntherr jetzt wegen der Lebensmittelknappheit besonders gewinnbringend verkaufen, so dass sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnete. So etwas kann durchaus Mentalitäten verhärten. Aber nichts davon löste ursächlich den Krieg aus. Aufstände und Tote aus wirtschaftlicher Not gab es zum Beispiel erst nach dem Prager Fenstersturz, als massive Münzverschlechterungen durch die sogenannten Kipper und Wipper zu Hungerunruhen führten. Die Geistlichen, die trotz aller politischen Toleranzgebote den Konfessionshass weiter schürten, waren für den Krieg und dessen Dauer weitaus wichtiger.

SPIEGEL: Also hat Friedrich Schiller doch recht, der hier in Jena Geschichte lehrte und den Krieg aus einem Glaubenskonflikt entspringen ließ?

SCHMIDT: Religionsgegensätze waren immer zugleich politische Gegensätze, das brauchte Schiller seinen Lesern 1791 gar nicht erst zu sagen. Politik und Religion sind damals so wenig zu trennen wie heute Politik und Wirtschaft. Doch Schiller sah den Krieg vor allem als einen Kampf um die Freiheit – gegen die Unterdrückung des evangelischen Glaubens sowie die Unterjochung durch den Kaiser in Deutschland und für ein freies Staateneuropa.

SPIEGEL: Hatte vielleicht das Hegemonialstreben der Großmächte, der Streit um ein möglichst großes Stück vom Kuchen Europa, an Stärke gewonnen?

SCHMIDT: Schwächer geworden war es jedenfalls nicht, aus guten Gründen. Von Paris aus gesehen saßen an allen

Grenzen Habsburger – kein behaglicher Zustand. Den Habsburgern wiederum ging es um die katholische Vereinheitlichung unter ihrer Oberhoheit.

SPIEGEL: Ihr Kollege Johannes Burkhardt möchte den Konflikt möglichst durchgehend als »Staatsbildungskrieg«, als Kampf um neue, unabhängige politische Ordnungen, erklären. Was halten Sie davon?

SCHMIDT: Die These ist faszinierend und fruchtbar, nur kann man sie nicht verallgemeinern. Für die Niederlande trifft sie sicher zu, dort findet ja wirklich das Experiment einer Staatsgründung statt: Aus einer spanischen Kolonie soll eine eigenständige Republik werden. In Böhmen will sich die alte Nation von habsburgischen Ansprüchen emanzipieren – doch es bleibt beim Versuch. Im Reich und für andere Gegenden Europas würde ich die These Burkhardts mit Fragezeichen versehen.

SPIEGEL: Sie haben einmal gesagt, der Blick auf eine Karte sei zum Verständnis des Krieges nur wenig hilfreich. Wie meinen Sie das?

SCHMIDT: Karten zeigen Grenzen – aber die Fronten des Konflikts verlaufen über territoriale Gebilde hinweg. Dass man Polen in deutschen Geschichtsatlantiken wie Frankreich mit nur einer Farbe darstellt, ist eine grobe Vereinfachung. Dass das Reich dagegen aus dreihundert oder, nach anderer Zählung, über tausend Souveränitäten bestanden habe, spiegelt allenfalls die Sicht des 19. Jahrhunderts, das vom Flickenteppich zum Nationalstaat wollte. In Wahrheit funktionierte das Reich ganz anders. Es gab Zwischenebenen wie die Reichskreise, die auf Karten des 16. und 17. Jahrhunderts regelmäßig zu sehen sind: Regionalverbände, die vom Straßenbau bis zur Verfolgung von Kriminellen vieles regelten, sogar die Kontingente für das Reichsheer stellten.

SPIEGEL: Aber auch dieses hochkomplexe Gebilde konnte den Frieden nicht retten.

SCHMIDT: Ja, obwohl selbst in scheinbar aussichtslosen Situationen der Ausgleich immer noch einmal gelang. Irgendwann wurde er unmöglich – wann genau, darüber kann man lange streiten. Als die Auseinandersetzungen in Prag gewalttätig wurden, funktionierte das Reich als Friedensverbund durchaus. Nicht einmal, wann es in den Krieg eintrat, ist klar zu bestimmen. Und selbst Union und Liga, die beiden Konfessionsbündnisse, hatten lange versucht, den Frieden zu bewahren.

SPIEGEL: Wohl auch die Zeitgenossen müssen das Gefühl gehabt haben, denkbar unglücklich in diesen Krieg hineingeschlittert zu sein. Welche fatalen Schritte der Ausweitung sehen Sie?

SCHMIDT: Nach dem Sieg der Habsburger und der Truppen der Liga 1620 am Weißen Berg, nahe Prag, gelingt es nicht, Frieden zu machen, weil Maximilian von Bayern seinen Preis einfordert: die Oberpfalz und die Pfälzer Kurwürde. Dagegen stellen sich die Reste der Armee des »Winterkönigs« Friedrich, und in den folgenden Jahren mischen immer mehr Condottieri in dem Konflikt mit ...

SPIEGEL: ... kleinere Heerführer, meist mit einer Söldnertruppe auf eigene Rechnung?

SCHMIDT: Genau. Christian von Halberstadt zum Beispiel oder Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, die wollen für sich Beute und Gewinn machen.

SPIEGEL: Aber Maximilian erreicht doch alles, was er angestrebt hat?

SCHMIDT: Ja, es hätte wirklich Frieden geben können. Aber die Liga-Armee wird im Winter 1623/24 nicht abgedankt, sie zieht ins Winterlager in den evangelischen Norden, ins Hessische und nach Westfalen. Das schreckt die Norddeutschen auf, und nun nutzt König Christian von

Dänemark als Herzog von Holstein diese Bedrohung. Schon ist der Konflikt internationalisiert. Als der Dänenkönig dann jedoch zwischen Liga-Heer und Wallensteins kaiserlicher Armee in die Zange gerät, ist er strategisch klar überfordert, außerdem geht ihm das Geld aus.

SPIEGEL: Hat König Gustav Adolf von Schweden aus Christians Fehlern lernen können?

SCHMIDT: Seine Situation ist eine andere: Er greift im Sommer 1630 ein, um für sein kleines, gerade einmal eine Million Einwohner zählendes Reich Schweden den Kaiserlichen die Gegenküste an der Ostsee abzurufen. Es gibt auch Hilferufe, etwa aus Stralsund. Zu seinem Glück geraten damals die Spanier in Italien gegen die Franzosen in arge Bedrängnis, so dass ihnen Kaiser Ferdinand II. militärisch zu Hilfe kommen muss. Gustav Adolf kann deswegen weit ins Innere des Reiches vordringen.

SPIEGEL: Immerhin stellt sich ihm dann der zurückgerufene Wallenstein entgegen – eine der klassisch gewordenen Konfrontationen. Was ist der immer rätselhaft gebliebene Wallenstein für Sie?

SCHMIDT: Zunächst einmal die End- und Gipfelgestalt unter den Condottieri – die Zukunft gehörend stehenden Heeren, die politisch kontrolliert sind. Wallenstein arbeitet noch auf eigene Kosten, auch wenn er natürlich alles bis zum letzten Stiefelschaft dem Kaiser in Rechnung stellt. Kann der Kaiser nicht zahlen, vergibt er Herzogtitel und Herrschaften. Unter den Reichsständen wird Wallenstein dadurch allerdings zum Parvenu; bald rebellieren selbst Katholiken wie der Kurfürst von Bayern gegen die bedrohliche Ausweitung seiner Macht.

SPIEGEL: Aber er ist mit den Widerständen doch lange fertig geworden?

SCHMIDT: Das war tatsächlich eine geniale Leistung. Sein Heer, das er in nur zwei Monaten aufgestellt hatte,

operierte zunächst im Großbereich der Elbe – verständlicherweise, denn dadurch konnte sein Herzogtum Friedland in Böhmen die Ressourcen günstig zu Schiff liefern. So verdiente er doppelt: durch die Kriegswirtschaft seiner Untertanen und durch die Feldzüge. Das eine Jahr, das Wallenstein in Mecklenburg regierte, hat auch dort die Infrastruktur enorm vorangebracht, das muss man bei aller Unberechenbarkeit und Grausamkeit seines Charakters anerkennen.

SPIEGEL: Wie sollen wir uns die Maschinerie vorstellen? Wie befehligte man eine Armee von bis zu 70000 Mann?

SCHMIDT: Wie heute noch: Es gab eine klare Kommandostruktur, eine Hierarchie. Auf Disziplin wurde von den Feldwebeln und Leutnants auch ziemlich rigoros geachtet, mit geladener Waffe. Da konnte niemand losmarschieren und sagen: Das Huhn oder den Ochsen hol ich mir. Hinter dem Heer aber zog immer ein Tross mit, der so viele Leute umfasste wie die Truppe selbst. Zwar unterstand er einem Weibel, also Hauptfeldwebel – aber der konnte niemals 70.000 Menschen kontrollieren, die noch dazu völlig unterschiedliche Interessen hatten: Verwundete, Frauen, Kinder, Bettler, Marketenderinnen, Mätressen, Dirnen und vieles mehr. Dieses Tross-Gesindel war es, das Schrecken und Verwüstung mit sich brachte, auch und gerade während des Winterlagers.

SPIEGEL: Bislang haben wir hauptsächlich das Reichsgebiet betrachtet. Nun gibt es Historiker, die ganz andere Schwerpunkte setzen: Von Habsburgs Italienpolitik bis zum Machtkampf im Baltikum hat der Konflikt ja viele Schauplätze. Fast sieht es so aus, als ließe sich das traurige Klein-Klein im Reich ausklammern, als werde dann erst das eigentliche Ringen der europäischen Mächte sichtbar.

SCHMIDT: Man kann den Krieg tatsächlich auf vielerlei Art erzählen. Da hat zum Beispiel Geoffrey Parker die